

Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1918

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0020|log140

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 79a.

Schriftleiter: Friedrich Schultze und Gustav Meyer.

20. Jahrgang
Nr. 13.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das Ausland 8.50 Mark. Für die Abnehmer des Zentralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 16. Oktober
1918.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Die Feldkirche bei Bralin in Schlesien.

Vom Regierungsbaumeister Wolfgang Weyrauch, z. Z. im Felde.



Abb. 1. Ansicht von der Landstraße.
(Gezeichnet vom Erzpriester Gabriel in Bralin.)



Abb. 2. Ansicht von Nordwesten.
Gemalt vom Kaplan Grosseck.)

Eine Eigenschaft, welche selten bei den in vielerlei Gestalt auftretenden Schrotholzkirchen des deutschen Ostens zu finden ist, muß unbestritten der Feldkirche bei Bralin zuerkannt werden: Großzügigkeit. Aber trotz ihrer ungewöhnlichen Erscheinung ist sie meines Wissens noch gar nicht eingehender gewürdigt worden, so daß mit den nachfolgenden Aufzeichnungen eine Anregung gegeben werden möchte, etwa Versäumtes nachzuholen. Um dieses eigenartige Werk aufzusuchen, fährt man auf der Strecke Oels—Kempen i. Posen bis Bralin und wandert dann durch den Ort hindurch eine halbe Stunde südwärts. Schön ist es sommertags, begleitet von Lerchenjubil, durch die fruchtschweren Ährenfelder den flachen Hügel zum hohen Kirchlein hinauszuschreiten, das, mit seinem dunklen Dache und dem Türmchen aus uralten Bäumen aufragend, weithin wie ein Wahrzeichen die sonnige, nährnde Ebene beherrscht.

Seit altersher steht hier einsam an der Landstraße, abseits von allen Siedlungen, eine Wallfahrtsstätte; ein heiliger Bezirk, dicht abgeschlossen durch vorgelagerte Hallen, welche, nach außen hin fensterlos verbrettert, hufeisenförmig den östlichen Kreuzarm der Kirche umfassen, während im übrigen ein Bretterzaun malerisch die stille, umschattete Stätte einfriedigt (Abb. 1 u. 2). Die heutige Kirche ist im Jahre 1711 aufgeführt, so besagt eine bei der Erneuerung

der Kirche im Jahre 1825 auf der Orgelempore gemalte Inschrift. Es ist ein ausgesprochener Zentralbau: ein von flacher Tonne überdecktes Geviert als Kern, mit anschließend vier gleichen, flach gedeckten Kreuzarmen. Vier Türen, in den Mittellinien der vier Kreuzarme eingeschnitten, führen ins Innere. Mitten in der Kirche, nur um ein geringes Maß wegen Orgelempore und Kanzel aus der Achse verschoben, steht der Hauptaltar, bei dem die schwierige Frage der Ostung durch doppelseitige Ausbildung einfach gelöst ist; wer von Westen her, unter der Orgelbühne weg, eintritt, sieht das Muttergottesbild vor sich, während nach Osten, nach dem Eingang durch die Vorhallen, das Bild der Schutzpatronin, der heiligen Hedwig, gerichtet ist (Abb. 10 u. 12).

Ganz verwunderlich für jeden Besucher der Kirche ist die mächtige Raunwirkung, eine Tiefe, welche bei dem nach seinen Ausmaßen doch eher bescheiden zu nennenden Kirchlein ganz überraschend ist (Abb. 10). Das Rätsel löst sich bei der Betrachtung des Grundrißbildes, welches klar erweist, daß der unbekannt Baumeister bewußt auf diese gesteigerte Tiefenwirkung hingearbeitet hat, indem er die in jener Zeit so eifrig beliebten Schaubild-Kunststücke auch auf die Führung der Grundrißlinien übertrug und das die Raumtiefe bestimmende scheinbare Zusammenstreben der Tiefenlinien nach dem Fluchtpunkte hin ganz einfach durch deren wirkliches Zusammenziehen künstlich steigerte (Abb. 9). Auf diese Weise sind die Kreuzarme zu Trapezen geworden; die Dachflächen darüber erhalten eine unmerkliche Verdrehung ins Windschiefe, da ja die Dachfirste der äußeren Erscheinung zuliebe nicht anders als wagrecht gestellt werden dürfen. Es sind zwei sich kreuzende, hohe Satteldächer mit Walmen und mit einem einfachen Dachreiter über dem Kreuzungspunkte.

Die Wände der Kirche sind über gemauertem, kaum aus der Erde herausreichenden Sockel als Blockwände gebildet, und zwar aus beschlagenen Kanthölzern von gleicher Stärke (21 cm) und wechselnder (25 bis 40 cm) Höhe. Die Ecken sind glatt, ohne Vorstoß, wohl zugunsten der glatten Durchführung der äußeren Verschalung, zu der senkrecht gestellte, stellenweise auffallend breite Bretter verwendet sind. Die Wandöffnungen, Türen und Fenster, sind sorgfältig mit Wechselln eingefaßt, in welche sich die Wandhölzer einnuten (Abb. 3).

Die Dächer der Kreuzarme haben über stehenden Stühlen zwei Kehlbalenlagen (Abb. 8). Die Stuhlsäulen erscheinen in jedem zweiten Gespärre und sind untereinander durch Streben und Riegel zu einem starken Längsverbände ausgebaut. Es ist zu beachten, daß dieses stattliche Dachwerk so gar nicht zum Tragen der zwischen 12,50 m und 10,25 m langen Binderbalken herangezogen ist, sondern diese im-Gegenteil sogar noch belastet; das wohl aus Scheu davor, den aufgehenden Wänden im Blockbau einen schiebenden Dachstuhl zuzumuten. Der die Binderbalken unterstützende Unterzug ruht daher einerseits auf den Stirnwänden, am anderen Ende auf frei über den Seitenmitten der Vierung aufragenden Holzsäulen. Nicht unerwähnt bleibe, daß in diesem doch sonst so kräftig angelegten Dache die Gratsparren gar keine und von den Walmsparren nur allein der mittlere eine Zwischenunterstützung, und zwar in der oberen durchgezogenen Kehlbalenpfette erhalten hat. Durch die in die Vierung eingezogene Stichbogentonne erleidet die innere Geschlossenheit des Dachwerkes eine Unterbrechung (Abb. 7). An Stelle des stehenden muß hier der liegende Stahl eintreten; es fehlen die durchgehenden Binderbalken, und die Kehlbalenlage ist zugunsten einer stärkeren Wölbung der sich einschmiegender Tonne um 95 cm gegenüber derjenigen der Anschlußdächer gehoben. Diese 7 m weitgespannte Kehlbalenlage trägt den achteckigen Dachreiter, seine Seitenlänge ist 1,44 m.

Dicht vor der Kirche, nur um die Breite der Dachrinne abgerückt und durch zwei sich in die Blockwände einkämmende Binderbalken mit dieser zusammengefügt, stehen die Hallen (Abb. 1, 8, 9 u. 13). Es sind mit Ausnahme der beiden Ecken, die als Blockbau und zu Verkaufsbuden ausgebildet sind, Fachwerkbauten, nach außen hin fensterlos verschalt, nach der Kirche zu völlig offen; sie haben

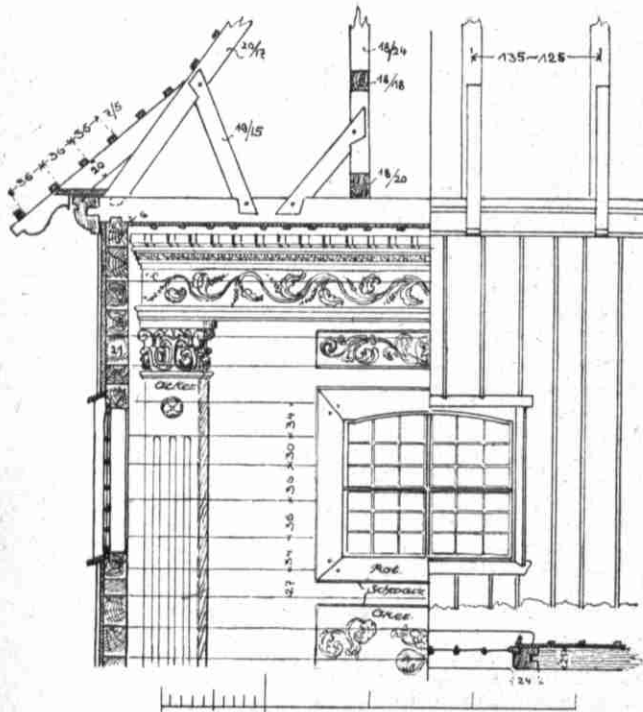


Abb. 3. Einzelheiten des Inneren und Äußeren.

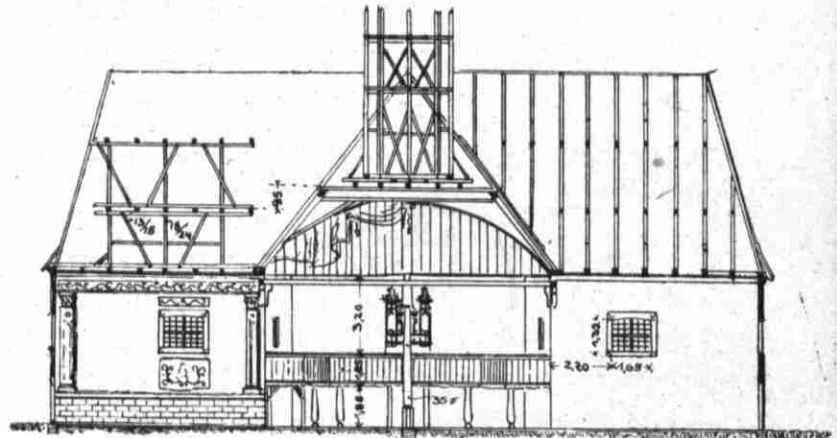


Abb. 7. Schnitt durch Kreuzarm und Vierung.

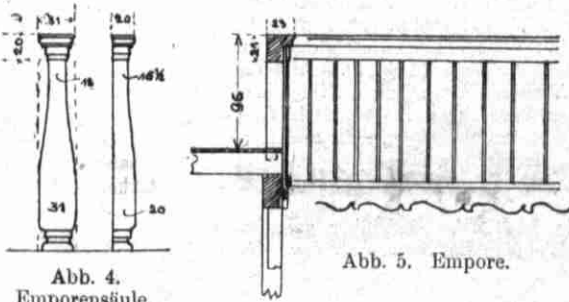


Abb. 4. Emporensäule.

Abb. 5. Empore.

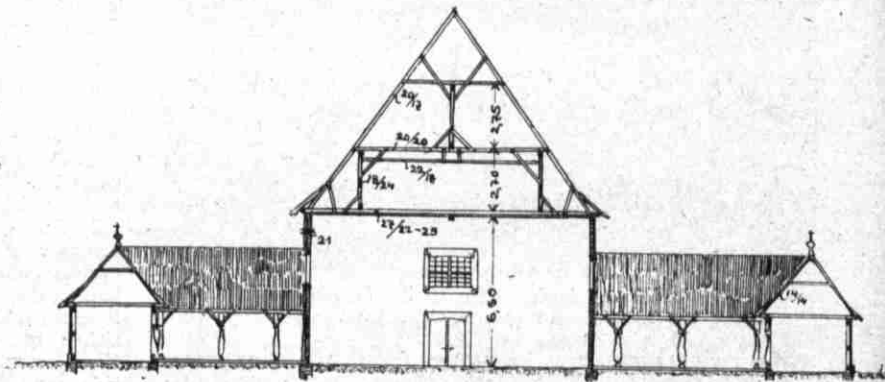


Abb. 8. Schnitt durch einen Kreuzarm und durch die Flügel der Halle.

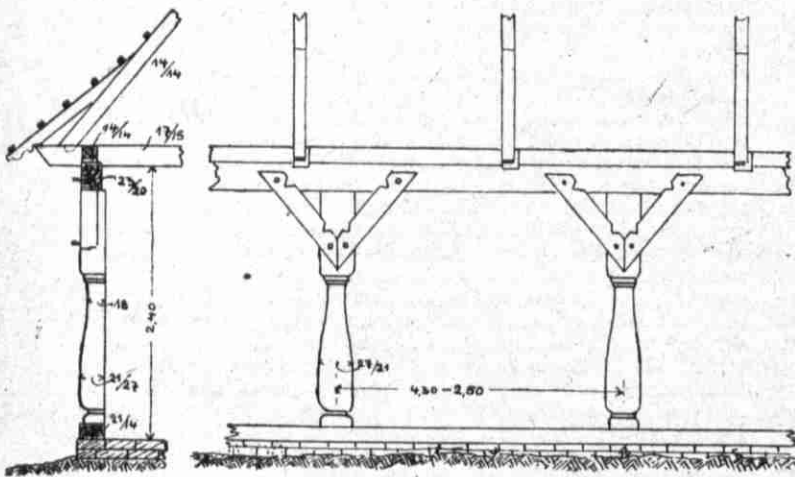


Abb. 6. Innenwand der Hallen.

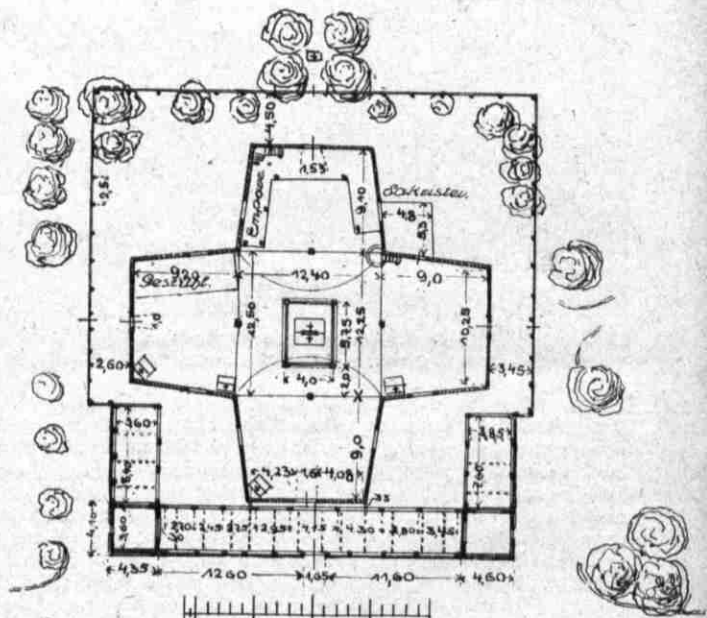


Abb. 9. Grundriß.

sichtbare, unverschaltete Gespärre und sind wie die Kirche mit Tannenschindeln bedeckt. Als Fußboden dienen zwei Ziegelflachsichten, während in der Kirche selbst ein Zementestrich jüngerer Herkunft liegt.

Die Bauausführung zeigt im Gegensatz zu dem aufs gründlichste durchgearbeiteten Bauplan der Anlage wie auch zu der ganz sorgfältigen Zimmerarbeit der Blockwände mancherlei Ungenauigkeiten, wie etwa in den Maßen der Vierungseiten zwischen 12,25 und 12,50 m oder in den Tiefen der Kreuzarme zwischen 8,95 und 9,20 m sich be-

wegend; ferner aber auch ganz auffallende und in ihrem Ursprung kaum zu erklärende Ungleichheiten. Dazu gehören die ganz regellose Stellung und der unbegründete Wechsel von ausgearbeiteten Säulen mit roh beschlagenen Pfosten unter der Orgelbühne, ferner die ganz verschiedene Entfernung der freistehenden Säulen in den Hallen, die zwischen 2,45 und 4,30 m schwankt, und ferner die unordentliche Verschiebung der Türachse der Halle gegenüber derjenigen der Kirche um volle 90 cm.

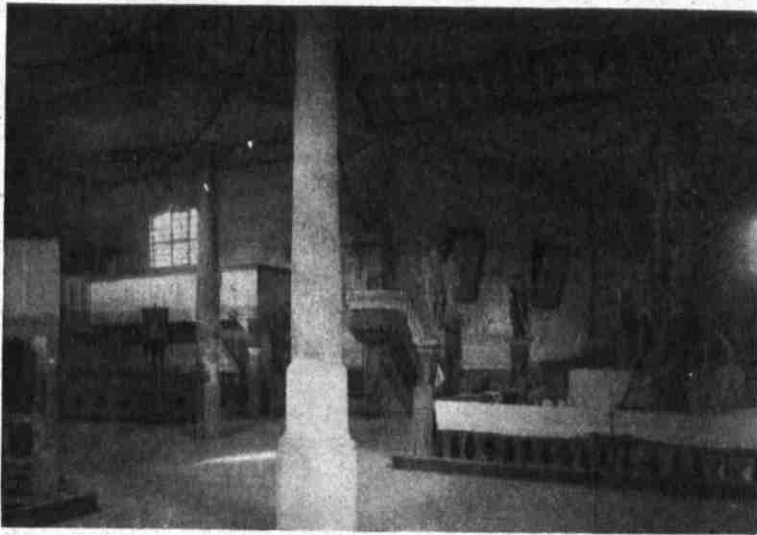


Abb. 10. Blick in die Kreuzarme.

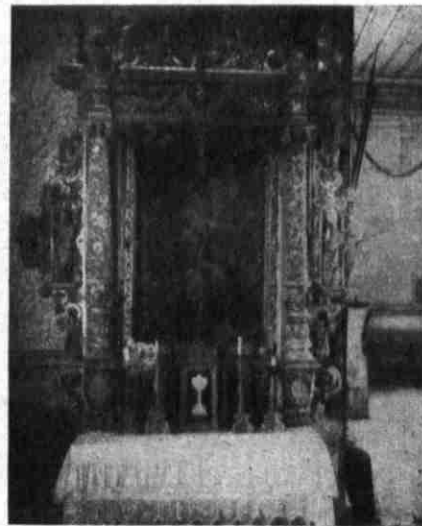


Abb. 11. Der blau-silberne Altar.

Die Feldkirche bei Bralin in Schlesien.

Abb. 10 bis 13 nach Lichtbildaufnahmen vom Kaplan Kopka.



Abb. 12. Hauptaltar mit dem Bilde der heil. Hedwig.

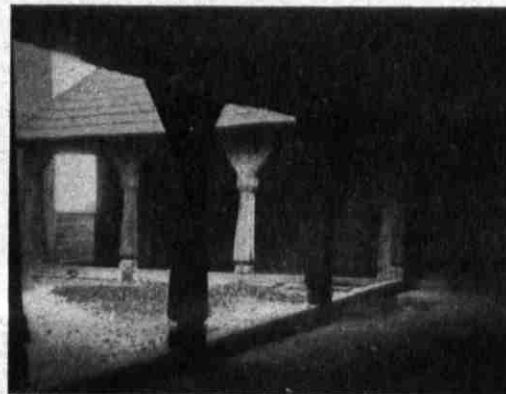


Abb. 13. Die Hallen.

Eigentliche Zierformen sind nur spärlich vorhanden, höchstens das Dachgesims der Kirche (Abb. 3), die freien Enden der Aufschieblinge sowie Profile und Schaft der Säulen unter Empore und Hallen (Abb. 4 u. 6). Es sind keine aus dem Blockbau überlieferte Gesimse, sondern unbeholfene, auf die antike Art zurückgehende, stilisierte Formen.

Wie viele der Schrotholzkirchen in jener Gegend, so hat auch die Feldkirche bei Bralin den unentbehrlichen Schmuck einer vollständigen Innenbemalung; zwar nicht mehr die ursprüngliche, sondern, wie die klassizistischen Formen und die unbestimmte Farbgebung ausweisen, die zur Wiederherstellung im Jahre 1825 gehörige (Abb. 3 u. 7). Sie ist in Leimfarbe unmittelbar auf das Holz der fein glatt bearbeiteten Wände aufgetragen, ohne Verwendung eines Stoff- oder Papierüberzuges, wozu übrigens bei manchen Kirchen (Barranow bei Kempen i. Posen) einfach Zeitungspapier genommen ist. Als Grundton dient ein milchig-blauer, mit weißen und bräunlichen Tönen übersprenkelter bzw. marmorierter Anstrich, dem über einem 1,70 m hohen, gequadrerten, bräunlich-gelben Sockel eine Pilasterstellung mit vollständigem Hauptgesims aufgelegt ist. Die dem Blockbau eigenen niedrigen, breiten Fenster sind rot umrahmt und durch gleich breite Ornamentfelder darüber und darunter zu schlancken Rechtecken ausgezogen. Der Grundton der Pilasterschäfte und der Ornamentfelder ist leuchtender Ocker; die Kannelüren, Basen und Kapitelle sowie die auf dem Ocker aufgemalten Ranken sind weiß, mit grauen, bis zum Schwarz sich vertiefenden Schattentönen. Das Hauptgesims, das von der weißgetünchten Decke durch einen breiten Bolusstrich getrennt wird, ist in graubraunen Tönen abgestimmt. Die Vierung ist bereichert durch neue, stärkere Farben: ein grün gemaltes, grob gezeichnetes Geländer am Fuße der Tonnendecke sowie ein auf die Stirnwände gemalter, geraffter Vorhang in Indigo mit goldenen Borden und Klüppeln, vielleicht ein Rest der barocken Bemalung. Die Emporenbrüstung ist unbestimmt grünlich mit blaumarmorierter Deckleiste und ebensolcher Fußleiste.

und unorganisch angehefteten Flügelbrettern. Würdig und reich in Form und Farbe ist der den Mittelpunkt der Zentralanlage bildende doppelseitige Hauptaltar, der zugleich mit der Kirche im Jahre 1711 errichtet ist (Abb. 10 u. 12). Über hoher Predella baut er sich auf; weithin ausladende und von Putten belebte, fein geschnitzte Akanthusranken umspielen das Rahmenwerk, und krönend über dem Abschlußgesims thront in wuchtiger Fassung die schöne Darstellung von der Taufe Christi. Zu reich, um ohne Begleitung bestehen zu können, ist dieser Altarbau umschlossen von einer Brüstung, auf deren Ecken hochgestellt vier überlebensgroße Engelfiguren in bewegter, doch gemessener Haltung mit ausgebreiteten Armen vor der Himmelskönigin und vor der Schützerin ihrer Kirche, der heiligen Hedwig, ihre blumendurchwirkten, vollen Kränze emporhalten.

Wahrhaft edel kann jedoch nur ein einziges Stück genannt werden, das ist der blau-silberne Altar für den Gekreuzigten (Abb. 11). Die ganze Blüte der schlesischen Hochrenaissance ist hier aufgetan. Über einer fein gegliederten Säulenordnung als Grundlage liegt prangend ausgebreitet die reichste Ornamentzier; sie ist überdies noch besonders anziehend und beachtenswert, denn hier zeigt sich in Voluten und Rollwerk das erste beginnende Knorpelwerk. Ein Gebilde von dieser Schönheit hat zweifellos nicht allzufern im Umkreise Geschwister, Ahnen und Abkömmlinge, die zu finden eine dankbare Aufgabe für den Kenner der schlesischen Kunstdenkmäler wäre. Nach seiner Formenentwicklung kann man mit ziemlicher Sicherheit als Entstehungszeit etwa 1630 annehmen. Herr Erzpriester Gabriel, dem als Pfarrer von Bralin auch dieser Wallfahrtsort zugeteilt ist, glaubt, daß der blau-silberne Altar einst in der Vorläuferin der heutigen Kirche als Hochaltar gedient und damals das Muttergottesbild des jetzigen barocken Hochaltars umschlossen hat. Durch Nachmessungen hat er festgestellt, daß die Rahmengrößen in beiden Altären die gleichen sind, so daß also dieser Schluß alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, unsomewhat, als das Golgathabild im blau-silbernen Altar ganz augenscheinlich jünger ist. Und mit welcher Freude bekennt man sich

Im weiten Raume, der fast vollständig frei ist von Gestühl, steht vor dieser Bemalung eine vielfältige, zum Teil wohl noch aus den früheren Kirchen dieser Stätte übernommene Innenausstattung. Der jüngsten Zeit, also wahrscheinlich der Erneuerung im Jahre 1825, gehören drei Empire-beichtstühle, ein reich bewegter Altar mit dem Schmerzensmanne und die nicht gerade zierlich zu nennende Kanzel an, welche zu ihrer bauchigen Fülle auch noch die prunkenden Farben Grün und Gold erhalten hat. Ganz bescheiden, fast bäuerlich unbeholfen sind das älteste Stück, ein kleiner Muttergottes-Altar in Frührenaissance mit starken, gotischen Nachklängen, sowie der Josephsaltar mit barocker Säulenstellung

nicht zu dieser Vermutung, daß also aus dem Schutte des vergangenen Kirchleins diese Zierde als köstliches Vermächtnis zu uns herübergerettet ist.

Ich kann diese Arbeit nicht beschließen, ohne ein Wort des Dankes für alle freundlich gewährte Unterstützung an Herrn Erz-

priester Gabriel, einen von edler, tätiger Liebe und ungewöhnlich hohem Verständnis für alle christliche Kunst durchdrungenen Manne, in dessen Obhut dies vorbildliche Schulbeispiel einer Wallfahrtstätte mit seinen Schätzen sicher behütet ruht. Möge es so bis in ferne Zeiten bewahrt bleiben.

Russische Bauernhäuser.

Vom Regierungsbaumeister H. Müller, z. Zt. im Felde.

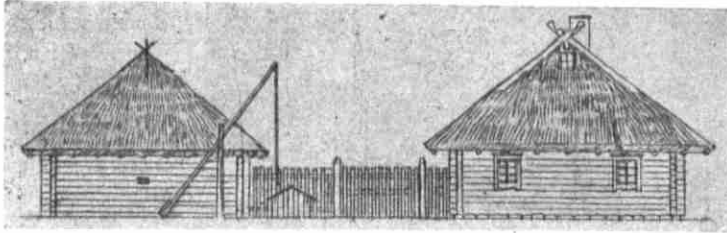
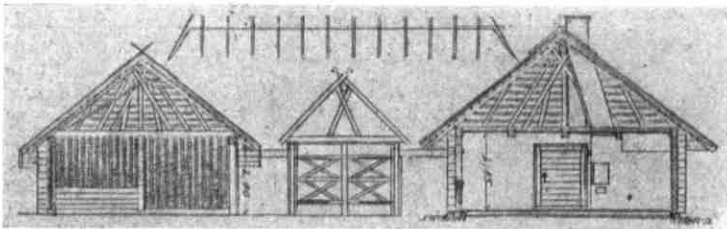


Abb. 1. Straßenansicht.



A B. Abb. 2. Querschnitte. C D.

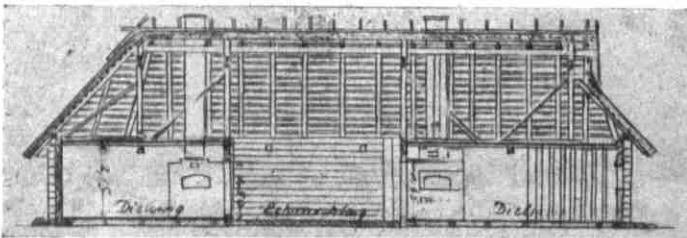


Abb. 3. Längenschnitt durch das Wohnhaus.

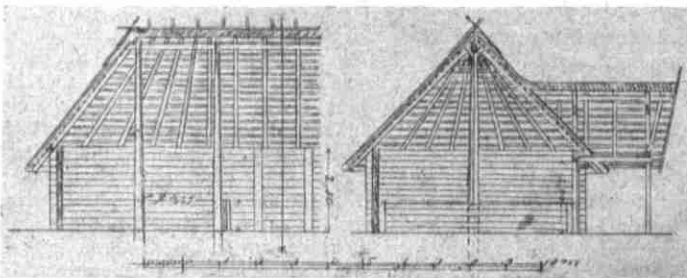


Abb. 4. Schnitte durch die Scheune.

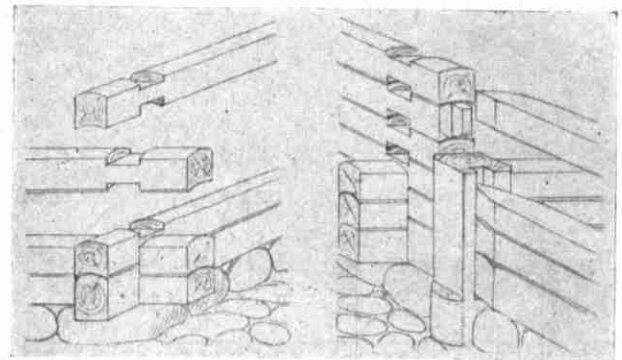


Abb. 5. Einzelheiten der Wohnhauswände.

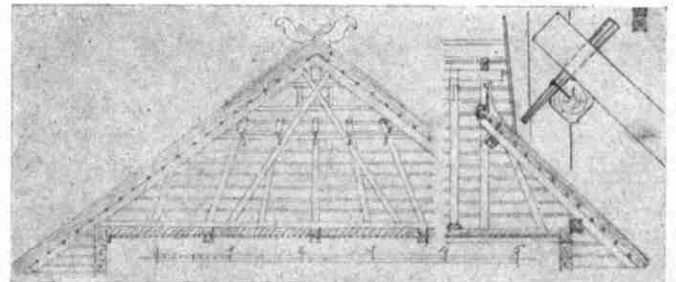


Abb. 6. Einzelheiten des Wohnhausdaches.

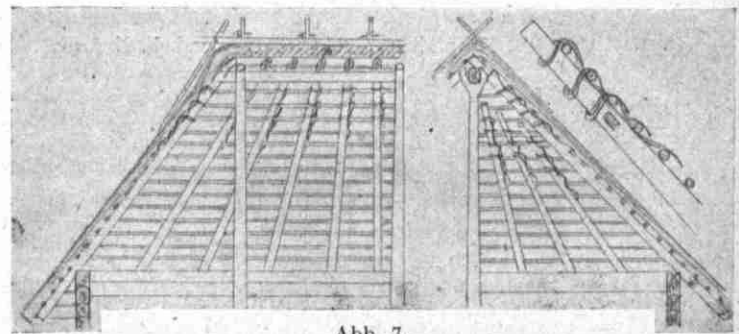


Abb. 7. Einzelheiten des Scheunendaches.

1. Bauernhaus in Wolkaras, Kreis Novogrodek, Gouvernement Minsk (Abb. 1 bis 10).

Die Abb. 1 bis 10 zeigen eines der anscheinlicheren Bauernhäuser aus dem fruchtbaren Hügelland am linken Ufer der oberen Memel mit den Wirtschaftsgebäuden als Beispiel der dörflichen Holzbauten im westlichen Rußland. Die Zeichnungen bedürfen wohl nur kurzer Erläuterungen.*

Der Bauplatz (Abb. 8) stößt wie üblich mit einer Schmalseite gegen die Dorfstraße, seine Breite erlaubte es, Wohnhaus und Stall durch einen Hof getrennt gleichlaufend miteinander zu errichten (Abb. 10). Auf schmaleren Baustellen fügt sich



Abb. 8.

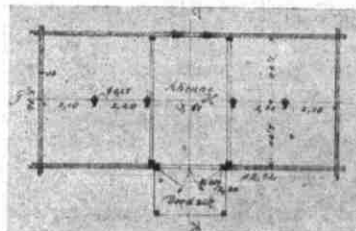


Abb. 9. Grundriß der Scheune.

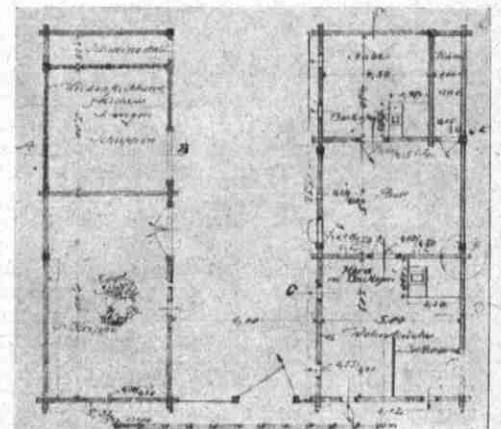


Abb. 10.

* Vgl. hierzu noch Dr. H. Grisebach: Das polnische Bauernhaus. Berlin 1917. Gea-Verlag G. m. b. H. V u. 106 S. in gr. 8° mit 88 Abb., einer Karte und 18 Tafeln. Geb. 8 Mark.

der Stall an das Wohnhaus an; dieses hat bei bescheidenen Verhältnissen nur einen Wohnraum; Abb. 10 zeigt deren zwei, der

größere durch eine Bretterwand geteilt. Das Wohnhaus hat auf einem gemauerten Sockel von Granitfindlingen Balkenwände von etwa 16 cm Stärke. Die Stall- und Scheunewände sind auf einer Unterlage von einzelnen Steinen auf den gewachsenen Boden gesetzt und aus Rundhölzern hergestellt. Über Einzelheiten der Wände geben die Schaubildskizzen (Abb. 5) Aufschluß. Der Schuppen hinter dem Stall ist seitlich und nach dem Schweinestall durch Weidenflechtwerk zwischen Latten abgeschlossen, wie es auch zu Zäunen häufig verwendet ist. Die Innenwände des Wohnhauses reichen bis zur Oberkante der Balkenlagen über den Stuben. Nur diese haben Decken — Schalung in Nuten der Balken eingeschoben —, der Flur ist nach dem Dach hin offen.

Die geringen Breitenabmessungen lassen einfachsten Dachbau zu. Die oberen Hölzer der Wände sind im allgemeinen zugleich Fußpfetten (Abb. 6 u. 7, Abweichung an den Schmalseiten des Wohnhauses). Eine Firstpfette ist Regel. Sie wird beim Scheunendach aufgenommen durch in den Boden eingegrabene eichene Säulen, und zwar gewöhnlich durch eine beim Astansatz entstandene Gabel. Ein Querverband fehlt bei den Scheunen ganz. Die am Walm zunächst liegenden Sparren sind mit den oberen Enden nach der Mitte hin zusammengedrückt. Infolgedessen stößt höchstens der äußerste als Schifter gegen den Gratsparren. Ähnliches gilt für den Walm. Hier reichen nur die Gratsparren und der mittlere Sparren bis zum First. Die übrigen sind kürzer und von einer durchgesteckten Latte oben gehalten. In der Scheune (Abb. 7) sind die Stangen der Lattung mit Weidenruten an die Sparren gebunden. Die Dachhölzer haben geringere Stärken, als man es in dem holzreichen Lande erwarten sollte. Als Sparren dienen z. B. Rundhölzer von etwa 10 cm Durchmesser.

Vom Ausbau ist wenig zu sagen. Die Wohnräume haben sonst häufig Lehmestrich, hier Dielenfußboden, Bretter bis zu 40 cm Breite. Mehr Sorgfalt ist auf die schon erwähnte Deckenschalung verwendet. Die Fugen der Wände sind mit Lehm verstrichen, die Wandflächen und die Decken geweißt. Die Türen sind niedriger, als selbst die beschränkten Raumhöhen es bedingen. Ihre lichten Höhen werden durch den Schwellbalken bis auf 1,35 m verringert. Die Beschläge sind vom Dorfschmied gemacht, ebenso die Verschlüsse, soweit sie nicht aus Holz hergestellt sind.

Ein hohes Alter haben die Häuser wohl selten erreicht. Vermutlich war es nötig, von Zeit zu Zeit erhebliche Teile zu erneuern, wenn nicht das Ganze durch Feuer zerstört wurde. Denn bei der Anhäufung leicht brennbarer Baustoffe und Erzeugnisse sind die Feuer-

stätten und Schornsteine recht sorglos hergestellt. Der Krieg hat Tausende von Häusern vernichtet. Er wird vielleicht in manchen Gegenden, wo es an Holz zum Wiederaufbau mangelt, starkes Zurückgehen des Holzbaues zur Folge haben.

2. Bauernhäuser am oberen Dnjepr (Abb. 11 bis 16).

In den von Weißrussen bewohnten Dörfern am Oberlauf des Dnjepr finden wir Wohn- und Wirtschaftsgebäude zu Gehöften von rechteckiger Grundform zusammengeschlossen, im Gegensatz zu der Hausbauart der westlichen Gebiete. In den Abb. 15 u. 16 sind die Grundrisse von zwei solchen Gehöften dargestellt.

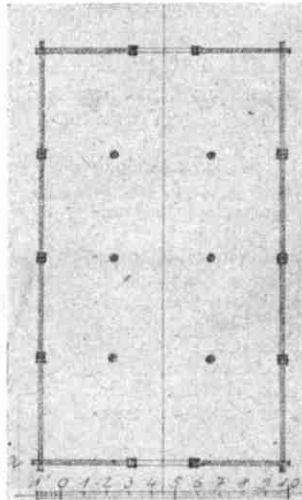


Abb. 11. Scheune.

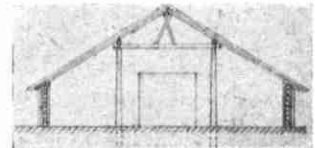


Abb. 12.

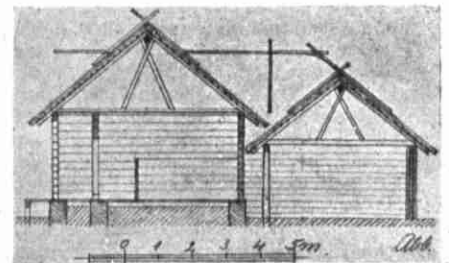


Abb. 13.

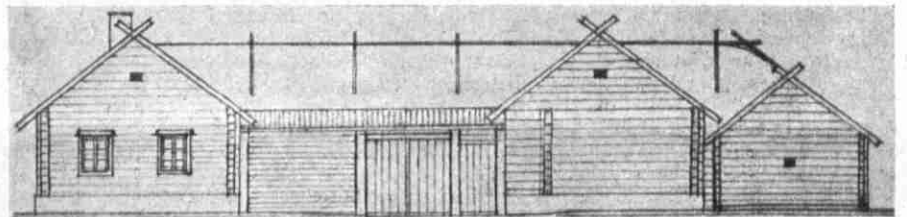
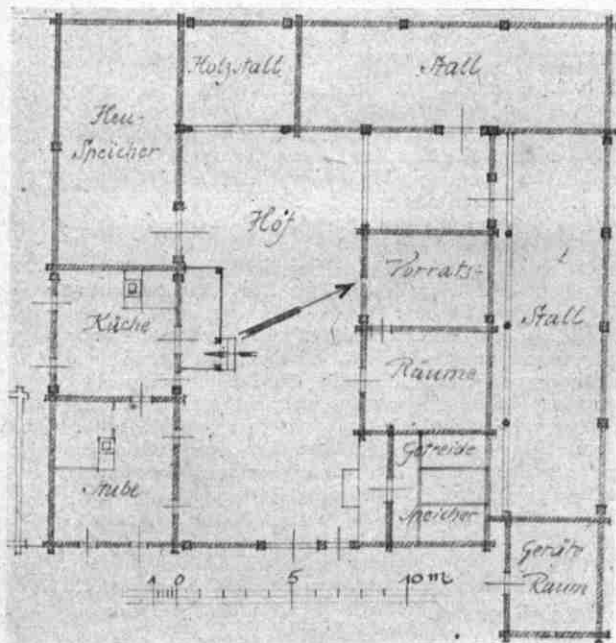


Abb. 14. Straßenansicht.



Dorfweg
Abb. 15.

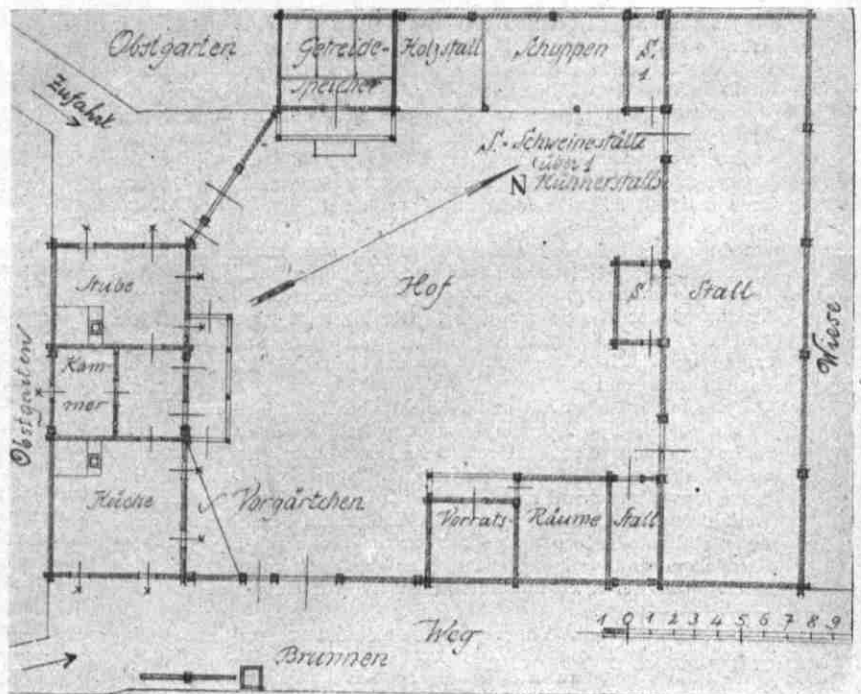


Abb. 16.

Das eine reiht sich mit anderen von gleicher und geringerer Ausdehnung längs der Straße eines Dorfes, die sich am Fluß hinzieht (Abb. 14 u. 15), das zweite liegt inmitten eines anderen Dorfes, dessen Häuser in bewegterem Gelände mehr zerstreut sind. Daraus ergibt sich hier die geräumigere, dort die gedrängte Anlage. Bei ihr ist einer der Ställe dicht neben dem Speicher errichtet als nach diesem hin offener Schuppen. Die Speichertraufe greift über den Dachfuß des Stalles (Abb. 13). Das Regenwasser muß sich über den Stallboden hinweg seinen Abfluß suchen. Die Ställe sollen dem Vieh nur für die Zeit, in der es nicht weidet, notdürftigen Schutz gegen die Witterung bieten. Sie sind für die Tierarten nicht getrennt, miteinander sind nicht einmal gesonderte Schweineställe vorhanden (vgl. Abb. 15).

Am meisten Sorgfalt ist in Herstellung und Unterhaltung auf den Getreidespeicher verwendet (Schnitt Abb. 13). Dieser ist zuweilen mit einem Schindeldach versehen, während alles andere, auch das Wohnhaus, mit Stroh gedeckt ist.

Die Holzbauweise weicht im einzelnen wenig ab von dem oben gegebenen Beispiel aus dem Memelgebiet. Die Scheunen nur, die einzeln abseits stehen, zeigen häufig Unterschiede: sie haben die Tore an den Giebelseiten und eine größere Breite, infolgedessen im Querschnitt statt einer mittleren zwei seitliche Stützen (Abb. 11 u. 12). Die flacheren Scheunendächer geben mit der Hausanlage dem Dorfbild seine Eigenart.

Weiter ostwärts bilden, wie Landeskundige berichten, Dörfer mit zerstreut liegenden Gehöften die Regel.

Litauische Backsteinbauten.

Vom Provinzialkonservator Baurat **Bernhard Schmid** in Marienburg i. Westpr.
(Vgl. Seite 60 d. Bl.)

II. Die Kirche in Sapyschkis.

In anmutiger Landschaft des Memeltales, zwei Meilen unterhalb von Kauen, liegt das Kirchdorf Sapyschkis (lit.: Zapyškis), in alter Zeit ein Besitztum der Sapiehas. Die ursprüngliche Dorfsiedlung lag im Flußtale, hart am Ufer, war aber nicht hochwasserfrei, so daß sich die Wohnstätten allmählich nach einer höher gelegenen Talstufe hingezogen haben. Nur die Kirche blieb zurück und steht jetzt, nebst der Organistei, einsam in der weiten Flußniederung, umso mehr nun das Landschaftsbild beherrschend.¹⁾ Allerdings hat auch die neue Siedlung ihre Kirchenbauten, so daß die alte Kirche jetzt im doppelten Sinne verlassen ist. Sie überrascht den Wanderer durch den Reichtum der Bauformen, die zwar durch Hochwasser vielfach beschädigt, sonst aber fast unberührt durch Menschenhand erhalten sind.

Die Kirche besteht aus dem Schiff von 10,15:11,57 m Grundfläche und dem 7,05 m breiten Chore, der dreiseitig geschlossen ist (Abb. 1–3). Eine Überwölbung war wohl nicht beabsichtigt und die regelmäßig verteilten Strebe Pfeiler, von denen zwei jetzt fehlen, dienen nur zur Aussteifung der Wände und zugleich zum baukünstlerischen Schmuck. Daher sitzen sie am Chorbau nicht vor den Ecken, sondern mitten vor den beiden Schrägseiten. Bemerkenswert ist die reiche Gliederung der Wände, durch ein Gurtgesims und einen oberen Abschlußfries, und dann durch zwei Reihen spitzbogiger Blenden, die unten das ganze Bauwerk umziehen, auf den Pfeilern und den Zwischenfeldern, oben aber nur neben den Fenstern stehen (Abb. 1). Die Strebe Pfeiler haben unten rechteckigen Querschnitt, oben fünfeckigen, entstanden durch Abschrägung der vorderen Ecken: eine Bauform, die in Litauen sehr häufig wiederkehrt. Die flachbogig geschlossenen Fenster sitzen in Blenden mit wagrechtem Sturz.²⁾ Die Westseite hat im Fenstergeschoß und im Giebel dreieck vorwiegend Blenden mit geradem Sturz, von denen die des Giebels sich zum Teil verjüngen, von 2 auf 1 1/4 Steinbreite. Kleinere Spitzbogen- und Kreisblenden füllen die Giebelspitze. Ein Turm war nie vorhanden. Ein hölzernes Glockenhaus, das später angebaut war und am Giebelmauerwerk Spuren hinterließ, ist neuerdings beseitigt. Als Besonderheit zeigt sich an der Nordwestecke das vortretende Treppenhaus mit rechteckiger Führung der Treppenhänge, also keine eigentliche Wendeltreppe; auch diese Bauart wird hierzulande bevorzugt. Die obere Abdeckung ist massiv. Die hier verwendeten Ziegel von leuchtend orangefarbener Farbe sind 7:12:26,5 cm groß und mit 9,5 cm Schichtenhöhe vermauert, Läufer und Binder wechseln in jeder Schicht. Zwei Formsteine (Abb. 4), ein Rundstab *A* und eine Kehle *B* (s. a. S. 61 d. Bl.) dienen zur Gliederung der Türgewände, der Fensterleibungen und der großen Blenden der Westseite. Ein weiterer, nicht vollständig erkennbarer Stein *C* ist für die Tragbogen der Treppe verwendet. Der Mörtel ist gut verstrichen und sehr hart. Die ganze Ausführung des Mauerwerks verrät Sachkunde und höchste Sorgfalt. Dadurch wirkt das Bauwerk so besonders anziehend.

Das Innere ist geputzt und getüncht, aber fast aller Ausstattungstücke entledigt, so daß die Altartische kahl dastehen. Die Holzdecke hat sichtbare, schlicht gefaste Balken (Abb. 2). Die Sakristei ist später, aber noch in mittelalterlicher Zeit hinzugefügt und hat ein Tonnengewölbe. Schiff und Chor haben die alten, mit dem Mauerwerk gleichzeitigen Dachgespärre aus Kiefernholz, bezeichnenderweise ohne Stühle oder sonstigen Längsverband, nur mit angeblatteten Kiehlbalken und verkreuzten Streben; die Sparren sind 17:23 cm stark. Statt der alten Feldsteinmauer, die vor einigen Jahrzehnten

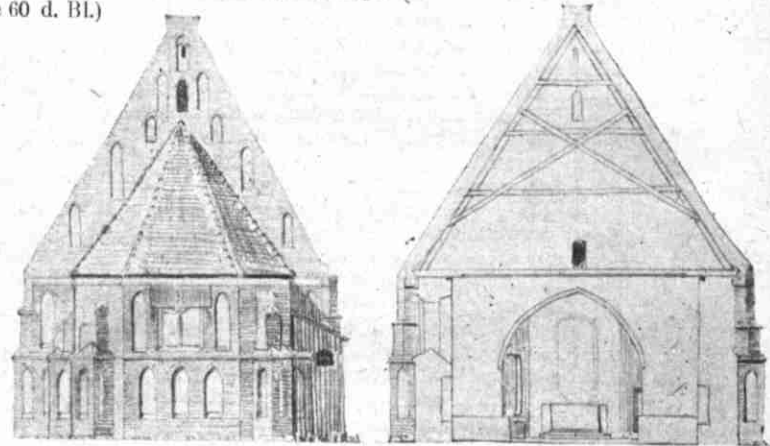


Abb. 1. Ostansicht.

M. 1:300.

Abb. 2. Querschnitt.

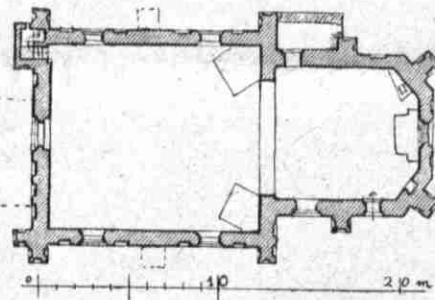


Abb. 3. Grundriß.

M. 1:400.

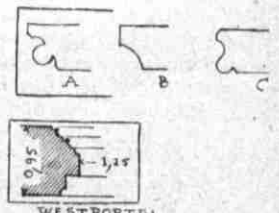


Abb. 4.

beseitigt wurde, umgeben Plankenzäune und alte Weiden den weiten, grasbewachsenen Kirchhof, an dessen Nordrand die alte Dorfstraße vorbeiführt, zwischen Wiesen und Äckern. Die bewaldeten, hohen Abhänge des hier wohl an 2 km weiten Stromtales geben dem alten Bauwerke einen künstlerisch eindrucksvollen Hintergrund.

Für die Zeitbestimmung bietet die allgemeine Landesgeschichte einigen Anhalt. Sapyschkis liegt in der alten Landschaft Samaiten (lit.: Zemaiciai, wörtlich übersetzt: Niederland), um die der deutsche Ritterorden jahrhundertlang kämpfte. Mitten zwischen Kurland und Preußen gelegen, war sie das Hindernis für die räumliche Vereinigung beider Ordensländer und damit auch für die Bildung eines einheitlichen deutschen Staates, der als Großmacht dem Ansturm der östlichen Gegner, Polen und Moskau, gewachsen gewesen wäre. Im Frieden am Melno-See, 1422, mußte der Orden endgültig auf Samaiten verzichten. Aus den vorhergehenden Jahrzehnten haben wir zahlreiche urkundliche Quellen,³⁾ die über die Zustände in Samaiten Aufschluß geben. Der Orden besaß dort eine Anzahl von Burgen, im Memeltale, an der Thobese (= Dubissa) und der Sossau (= Scheschuwa). Soweit die Baurechnungen aus den Jahren 1398 bis 1409 es erkennen lassen, wurde der Ziegelbau nicht geübt, nur Zimmerleute und Schindeldecker wurden entlohnt; es waren

¹⁾ Genau derselbe Vorgang spielte sich im vorigen Jahrhundert in der westpreußischen Stadt Schwetz a. d. Weichsel ab.

²⁾ Die Kirche zu Altmünsterberg, Kr. Marienburg (Ende des 14. Jahrhunderts), hat spitzbogige Fenster in Blenden mit flachbogigem Sturz, also eine ähnliche Bauform.

³⁾ Besonders zu nennen sind: Voigt und Schubert, Die Chronik des Johannes v. Pusilge, Königsberg 1823, und Joachim, Das Marienburger Treßlerbuch der Jahre 1399 bis 1409, Königsberg 1896.

daher nur Erdwerke mit Blockhäusern oder gestaktem Bindwerkbau, vielleicht auch mit Feldsteinmauern. Oft wird eine Burg binnen vier Wochen erbaut, oder in wenigen Tagen ganz zerstört; von friedlicher Verwaltung findet sich nirgends eine Spur, die Burgen waren vorgeschobene, stark gefährdete Posten in Feindesland, inmitten einer kampfbereiten, von Litauen oft unterstützten, heidnischen Bevölkerung. Die Seele des Widerstandes war eben Litauens Großfürst Witold, der das stammverwandte Land für sich erwerben wollte, was ihm zuletzt (1410) auch gelang. Erst jetzt beginnt die Bekehrung der Samaiten zum Christentum, von denen 60 Abgesandte 1415 auf dem Konzil in Konstanz erschienen.⁴⁾ Am 24. Oktober 1417 errichteten der Erzbischof von Lemberg und der Bischof von Wilna mit apostolischer Vollmacht in Worni, im Gebiete Medniken, eine Kirche für den bischöflichen Sitz, also das noch jetzt bestehende Bistum Samaiten.⁵⁾ Der Bau massiver Kirchen kann erst nach dieser Zeit

in Angriff genommen sein, etwa um 1420 herum, und aus diesen Jahren muß die Kirche in Sapyschkis stammen. Die Bauformen tragen noch das Gepräge der preußischen Bauten des 14. Jahrhunderts, sind aber schon erheblich reicher als die früher beschriebene Nikolauskirche in Wilna (vgl. S. 61 d. Bl.). Andererseits treten hier Formen auf, die fortan in klar erkennbarer Entwicklung an allen litauischen Bauten wiederkehren, bis zu den großen Bernhardinerkirchen aus dem siebenten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts, in Kaun und Wilna. — Noch ist keine neuzeitliche Herstellung über den Bau hinweggegangen, darum ist er für den Forscher ein so besonders ergiebiger Stoff und hier ausführlicher besprochen.

Zu erwähnen wäre noch das Kruzifix auf der Ostwand, an dessen Körper leider die Gesichtsfläche des Heilands abgespalten ist; in der ruhigen Haltung des anatomisch gut wiedergegebenen Körpers verrät sich noch mittelalterliche Kunstüberlieferung.

⁴⁾ Die Urkunde selbst hängt jetzt eingerahmt im städtischen Museum in Kaun.

⁵⁾ Krumbholtz, Samaiten und der Deutsche Orden bis zum Frieden am Melno-See, Seite 192. Königsberg i. Pr. 1890.

Die Remigiuskirche bei Büdingen, ein fränkischer Bau des 8. Jahrhunderts.

(Schluß aus Nr. 11 u. 12.)

Über die Anlage und die Größe des Querhauses im frühesten Mittelalter sagen Dehio u. Bezold: „In der altchristlichen Basilika hatte die bauliche Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten mit dem numerischen Zuwachs der Priesterschaft. Jetzt unternahm es die Franken, über diesen Mangel hinwegzukommen...“ (Dies ging hauptsächlich von Fulda aus). — „Die also gehäufte Zahl der Geistlichkeit, deren zunehmende aristokratische Sonderung vom Volke, welche man besonders den neubekehrten germanischen Nationen gegenüber hervorzukehren für gut fand, die vermehrte Umständlichkeit und Pracht der Zeremonie, alles das machte die Erweiterung des Chorraumes dringlicher wie je.“

in der Reihe unserer allerältesten kirchlichen Denkmäler ganz bedeutsam hervortritt. Dazu kommen noch einige seltene Besonderheiten: die urtümliche Richtung nach Westen, der offene Dachstuhl, — wenn er auch nicht mehr ursprünglich, nur in alter Erscheinung erneuert gewesen zu sein scheint —, die fränkische Technik des Mauerwerks und anderes, was ich oben erwähnte, um uns dahin zu führen, daß wir es nicht etwa mit einem Werke der späteren Karolingerzeit zu tun haben, sondern sogar mit einem der frühesten, die es in diesen Landen überhaupt gibt, einer wirklichen Heiden- und Missionskirche im neubesiedelten Frankenland, da, wo sich die Täler des Vogelsberges gegen die Wetterau öffnen, an wichtigsten Punkte, weithin

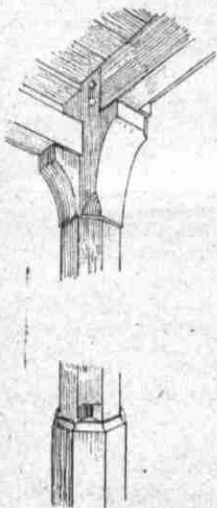


Abb. 13. Nördlicher Eckposten d. Empore.

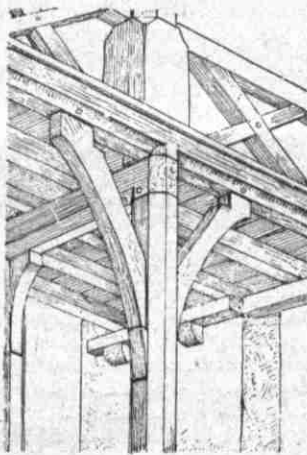


Abb. 14. Nördlicher Mittelpfeiler.

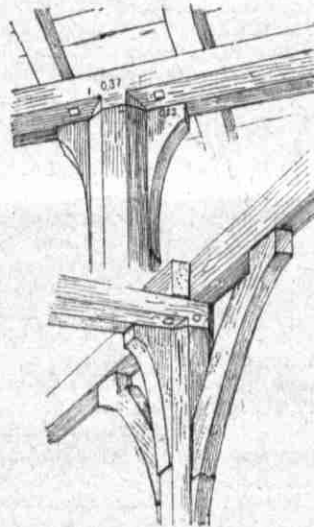


Abb. 15. Mittelsäule und Zwischensäule.

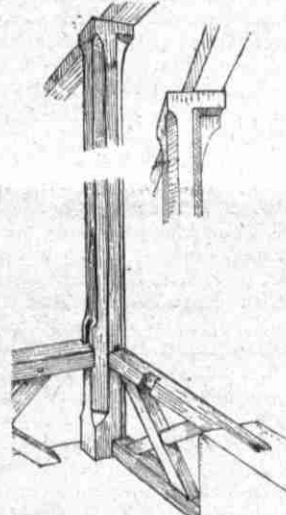


Abb. 16. Südlicher und nördlicher Eckpfeiler der Empore.

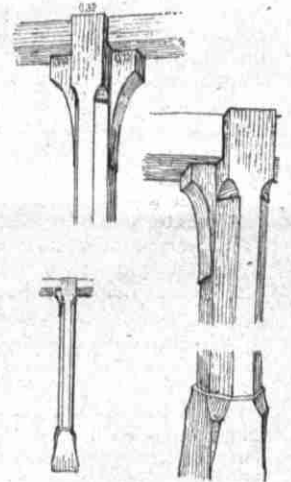


Abb. 17. Oberer nördlicher Zwischenpfeiler und südlicher Mittelpfeiler.

Davon ein bescheidenes Abbild, ehe man die romanische Chorrausschiebung durch Chorquadrat als bessere Lösung fand, ist die Anordnung unserer Remigiuskirche. Der verschwundene Triumphbogen gab der Trennung zwischen Lang- und Querhaus nach frühester Art den Charakter einer abschließenden Wand. — Man vergleiche damit die Anlage der ältesten fränkischen Querschiffkirchen. In Steinbach sind die beiden Querschiffwügel von den Seitenschiffen durch enge Bogen, die Vierung vom Mittelschiff durch eine Säulenstellung mit Schranke geschieden. Das Querschiff nimmt dort denselben Raum ein, wie das Schiff; ganz wie hier. Dieselbe starke Trennung des übergroßen Querschiffes vom Schiff finden wir in S. Denis, Hersfeld, Ingelheim, selbst im Plan für S. Gallen, wie an so vielen anderen deutschen Kirchen der Frühzeit. Eine Betonung der Trennung durch Schranken ist allgemein vorauszusetzen, deren Reste oder Spuren sich überall in den fränkischen Kirchen vorfinden. Auch unsere Kirche besaß einst eine ansehnliche Geistlichkeit; ihre Rektoren waren früher stets Angehörige der vornehmen Familien des Landes.

Damit wäre die Stellung der Kirche, die mit allen Zeichen und Eigentümlichkeiten der ersten fränkischen Kirchenbaukunst auftritt, in ihrer Zeit hinreichend deutlich gekennzeichnet. Und wir müssen sie als ein Baudenkmal ansehen, das, in der Hauptsache wohl erhalten,

sichtbar, zugleich mit uraltem Handels- und Marktverkehr: ein Marktstein aus der ersten Christenzeit in Franken.

Dessen ein Zeichen ist sogar der Name ihres Patrons. Ist doch der heilige Remigius der Frankenapostel, der Bekehrer des wilden Chlodowech. Seine mächtige gleichnamige Grabkirche S. Remi in Reims ist dieser Bekehrung heute noch ein herrliches Denkmal. Sonst sind die Remigiuskirchen höchst selten. Ich kenne nur noch eine: die in Ingelheim im Palast Karls des Großen, also auch aus ähnlich fernen Tagen; schon vor dessen Zeit war eine Pfalz da gelegen. Der Name der Kirche könnte demnach selbst aus noch älterer Zeit stammen, vielleicht auch in Verbindung mit der Bekehrung der Rheinfranken jener Gegend stehen.

Einige Schriftsteller vermuten zwar, der Bau der Ingelheimer Pfalz rühre erst aus der Zeit Ludwigs des Frommen; Karl der Große habe auf dem alten Pfalzgut nur öfter gewohnt. So sei auch der Kirchenbau erst seinem Sohne zuzuschreiben. Selbst dann könnte der Name des Heidenbekehrers Remigius noch von Bedeutung sein, denn 826 ist in dieser Kirche in Gegenwart Ludwigs der Dänenkönig Heriold zum Christentum übergetreten und mit Weib und Kind getauft.

Von ganz besonderer Art ist aber auch der Emporeneinbau im Westschiff (Abb. 8 u. 9). In schwerem Balkenwerk errichtet, zeugt er

von der hervorragenden Zimmermannskunst unserer frühen Vorfahren (Abb. 8 u. 9, 13 bis 17). Ungeheure Säulen sind mit ihren Kragstücken und Knaggen aus demselben Eichenstamme geschnitten, dessen Durchmesser größtenteils 1 m überschritten haben muß. Die achteckigen Säulen mit daran befindlichen Knaggen in verschiedener Höhe sind zum Teil über 8 m hoch, und heute noch untadelig im gleichmäßigsten Holzwuchse, selbst noch immer ohne Luftrisse. Der Schnitt zeugt von der vollkommensten Beherrschung der Holzkunst und von einem durchgebildeten Formengefühl.

Man ist geneigt, das Ganze als frühgotisch zu bezeichnen. Insbesondere die Ansätze an den Pfostenschäften, auf die sich die Kopfbänder aufsetzen, sind bis ins 14./15. Jahrhundert nach Franken hin hiezulande üblich. In Ansehung des Umstandes, daß die Remigiuskirche 1341, als die Stadtkirche an ihre Stelle trat, mit allen Gütern dem nahen Zisterzienser Kloster Marienborn geschenkt wurde, glaubte man, daß damals die Empore für die Nonnen des Klosters eingerichtet sein möchte. Dem steht jedoch der Umstand entgegen, daß die steinerne Emporentreppe unverkennbar zum Urbau gehört. Wie bemerkt, liegen die dazugehörigen Fenster des Westbaues deshalb höher als die Schifffenster; auch daß davon auf jeder Empore im Norden und Süden nur nach Osten je zwei vorhanden sind, das zu erwartende dritte gen Westen aber fehlt, bezeugt durch die besondere Anordnung das ursprüngliche Bestehen der eigenartigen Emporenanlage.

Also: eine solche Empore stand da von Anfang an. Zu welchem Sonderzweck? Diese Frage ist den Kennern des kirchlichen Dienstes im frühen Mittelalter zur Beantwortung anheim zu stellen. — Die Empore muß, wie bemerkt, von Anfang an ganz die gleiche Anordnung gehabt haben wie die bestehende.

Nun ist die Frage offen: War der offenbar beabsichtigt gewesene Triumphbogen einst wirklich ausgeführt? Dann könnte natürlich die Empore, wie sie jetzt ist, in der Hauptsache erst dann erbaut sein, als man den Bogen wieder beseitigte. Risse in der Fortsetzung der Triumphbogenwand im Südosten lassen es als möglich erscheinen, daß der Bogen bei seiner Größe Bedenken erregte, also weggelassen wurde bis auf die Widerlager. Das ist jedoch in hohem Maße unwahrscheinlich. Denn gerade bei Triumphbogen habe ich einen ähnlichen Fall nie gefunden; sie stehen sonst alle noch aufrecht; auch scheinen die Widerlager immer noch stark genug.

Bleibt also die Wahrscheinlichkeit, daß der Bogen gar nie ausgeführt war, sondern von seinen Widerlagern an liegen geblieben war. Dann ist die Möglichkeit wohl zu erwägen, ob der Emporenbau nicht, wie er ist, ganz ursprünglich ist. Daß die wenigen Formen, die er zeigt, auch in der Gotik zum Teil auftreten, beweist da wenig. Es steht ganz und gar fest, daß die Zimmermannskunst gerade im frühesten Mittelalter, selbst dem vorchristlichen, in Deutschland auf sehr hoher Stufe stand. Auch Viollet le Duc läßt in seinem Artikel Pan de bois (Dict. de l'arch. VII) durchblicken, daß die Holzbauwerke des Mittelalters, aus je älterer Zeit sie stammen, technisch um so vollkommener gewesen seien. Er gibt ein Holzhaus aus Dreux, das er in seiner Jugend noch sah, als Meisterleistung dieser Art aus dem 11./12. Jahrhundert.

In der Gotik in Franken noch übliche Formen des Zimmerwerkes könnten sehr wohl aus älterer Zeit ererbt sein und viele Jahrhunderte weiter zurück reichen. Dieser Schluß ist um so mehr berechtigt, als die oben erwähnte Besonderheit, die im Fränkischen um 1350 bis 1480 an gotischen Bauwerken verbreitet ist, aus älterer Zeit vielleicht nur deshalb nicht festzustellen ist, weil es eben an Holzbauten früherer Entstehung gänzlich fehlt. In jener (gotischen) Zeit tritt aber die fragliche Behandlungsweise sozusagen nur noch verkümmert, wie im letzten Stadium, auf, verschwindet mit dem Schluß des Jahrhunderts, während sie an unserer Empore in einem Umfange gegeben

ist, die ich sonst nie und nirgends fand. Hiervon geben meine Skizzen einen hinreichend überzeugenden Beleg.

Kurz — ich neige mich der Ansicht zu, daß wir in unserer Empore sogar ein Zimmermannswerk des allerfrühesten Mittelalters vor uns haben können, ja, daß dieser Holzeinbau selbst in die Erbauungszeit zurückreichen kann.

Die Doppelstütze im Schiff, die den Dachreiter des 17. Jahrhunderts trägt, ist im Jahre 1655 errichtet und trägt jüngere Formen. Damals hat man diesen als höchst ansehnliche Leistung des Zimmermanns zu bezeichnenden „Galgen“ neu errichtet, damit er zugleich den riesigen neuen Unterzug unter den Dachbalken in der Mitte stütze, und zwischen die zwei alten Holzsäulen des Triumphbogens am Querschiff gleiche Renaissancekopfbänder mit Querträger zur Aufnahme des Unterzugsendes angebracht. Also diese sind nebst der Doppelstütze im Schiff wegzudeuken. Eine Glocke hatte übrigens die Kirche wohl sehr früh; die „Totenglocke“, ist um 1300 gegossen.

Das schließliche Ergebnis aller Untersuchung geht nach obigem dahin, daß wir in der heutigen Totenkirche, der einstigen Remigiuskirche im Großendorf bei Büdingen, das älteste kirchliche Baudenkmal der Wetterau, den ersten Mittelpunkt des Christentums in dieser Gegend, noch in der Hauptsache wohl erhalten vor uns sehen. Daß aber selbst der Emporeneinbau, wie er ist, vielleicht ebenfalls noch der ursprünglichen Anlage zugehört. Liegt ja doch kein Grund dagegen vor, daß wirklich gutes Bauholz, das bei günstiger Aufstellung von Fäulnis und Feuer verschont blieb, ein Jahrtausend ohne Vergang überstehen könne. Vielmehr habe ich unter ähnlich begünstigten Umständen dergleichen mehr gefunden, wie denn z. B. der Dachstuhl der Kirche Santullano in Oviedo (Asturien), der etwa aus dem Jahre 800 stammt, wie das gesamte Holzwerk dieser Kirche überhaupt, noch heute unversehrt vorhanden ist. Und dort sind die klimatischen Verhältnisse nicht anders als hier. Andernfalls jedoch hätten wir in der Empore wenigstens die erneuerte Nachbildung der ursprünglichen Emporenanlage zu erblicken, die dann dem 13. oder spätestens 14. Jahrhundert angehören müßte.

Was die Erbauungszeit des Kirchenkörpers selbst anlangt, so wird man aus der völligen Übereinstimmung des Mauerwerks mit dem des Westteiles der Kirche auf dem Petersberge bei Fulda schließen dürfen, daß er aus der gleichen Zeit herrührt, nämlich aus der des ersten fuldischen Abtes Sturmius, des Schülers des Bonifatius. Da nun auch die Profilierung des heutigen Chorbogens die gleiche ist, wie die am Eingangsbogen der Petersbergkirche, so ist überhaupt zu vermuten, daß die Bauleute in Büdingen aus Fulda gekommen sein werden. War doch Fulda damals, wie zur Zeit des Nachfolgers des Sturmius, eine Quelle der baulichen Schulung für das junge christliche Deutschland. Ich erinnere daran, daß der bekannte zweite Abt, Rhabanus Maurus, auch den berühmten Klosterplan für Sankt Gallen den dortigen Brüdern als Muster gesandt haben soll, und, wie sein Vorgänger, als besonders baulustig und baukundig bekannt ist; er soll auch der Erbauer des Grauen Hauses bei Winkel sein.

Daher ist vielleicht unsere Kirche als schon aus der Zeit vor Karl dem Großen, aus der Mitte des 8. Jahrhunderts, herrührend, und noch als fränkisch-merowingisch anzusehen; spätestens aber als karolingisch.

Alles in allem dürfte danach die große Bedeutung des bisher nie gewürdigten ehrwürdigen Bauwerks feststehen und unsere Architekturgeschichte sich um ein auf der Grenze des frühesten Mittelalters stehendes Bauwerk bereichert sehen, das, in den Massen höchst ansehnlich, an Eigentümlichkeit seiner baulichen Grundzüge viele spätere Werke ähnlicher Art in den Schatten stellt. Wie denn überhaupt jene letzte Völkerwanderungszeit gerade an eigenen Gedanken auf baulichem Gebiete sich als reich erwies und der folgenden Zeit die mannigfaltigsten Keime zur Entwicklung überlieferte.

Hannover.

Albrecht Haupt.

Vermischtes.

Zum Schutze des Stadtbildes von Reval, neben dem von Riga des schönsten der Ostseeprovinzen, hat der Stadthauptmann eine Verordnung erlassen, die sich den Satzungen reichsdeutscher Städte anschließt. Die Verordnung gilt für das Gebiet der Altstadt; sie schützt diese gegen Verunstaltung bei Absteckung von Bauflichtungen, Ausführung von Neu- und Umbauten, Anbringung von Geschäftsschildern. Zu ihrer Durchführung ist ein besonders gebildeter Ausschuß bestellt.

Über karolingische Reste in Nymwegen bringt das Bulletin van den Nederlandschen Oudheidkundigen Bond im 2. Heft des 11. Jahrgangs (Mai 1918) bemerkenswerte Mitteilungen.

Die von J. J. Weve verfaßte Abhandlung gilt den „Karolingische Kapiteelen van het voormalige Karels-paleis te Nijmegen“. Fünf Stück dieser Bauglieder sind später in die dortige Burg Friedrich Barbarossas übernommen worden und noch Teile deren Ruine. Drei Kapitele sind aus karrarischem Marmor, die anderen aus Jurakalk und Trierer Sandstein gefertigt. Das korinthische Schema erinnert

an Werke des 8. Jahrhunderts und läßt gewisse lombardische Einflüsse in den Verzierungen der Deckplatten nicht verkennen, wonach anzunehmen ist, das zisalpinische Steinmetzen nach antiken Vorbildern die Arbeiten fertigten. Die beigelegten geometrischen und Lichtbildaufnahmen legen den Vergleich mit den Kapitellen der Aachener Pfalzkapelle Karls des Großen nahe: sie sind in den Abmessungen ähnlich, in den Einzelheiten, namentlich des Akanthusblattwerks, aber wesentlich verschieden. II.

Inhalt: Die Feldkirche bei Bralin in Schlesien. — Russische Bauernhäuser. — Litanische Backsteinbauten. — Die Remigiuskirche bei Büdingen, ein fränkischer Bau des 8. Jahrhunderts. (Schluß). — Vermischtes: Schutz des Stadtbildes von Reval. — Über karolingische Reste in Nymwegen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Fr. Schultze, Berlin.

Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin.

Druck der Buchdruckerei Gebrüder Ernst, Berlin.